

Ziele erreichen lassen. Gleichzeitig zeigt sich im Prozess, dass die Zusammenarbeit positive Effekte auf die Lernorte selbst hat: Es findet ein gemeinsames Nachdenken über Ausbildungsziele und -wege statt, die professionellen Lernorte werden stärker im

Zusammenhang gedacht und Ausbildungskonzepte und Qualitätserwartungen aufeinander abgestimmt. Das Praxissemester an der IUS wird zu einem lernortübergreifenden Erprobungs- und Reflexionsraum.

Literatur

Hensel, M., Niessen, A., Reuther, E., Rosen, L., Sehnbruch, L., Sengüler, B., Weber, B. & Werker, B. (2020). Die „Heliusschulen – Inklusive Universitätschulen der Stadt Köln“. Gründungsgeschichte und aktuelle Entwicklungsperspektiven. WE_OS-Jahrbuch 3, S. 37-47.

Reich, K., Asselhoven, D., & Kargl, S. (Hrsg.) (2015). Eine inklusive Schule für alle: Das Modell der Inklusiven Universitätsschule Köln. Weinheim: Beltz.

Related

eine Bildungsinitiative gegen Bildungsungerechtigkeit, gegründet von Tobias Nolte

Durch die Veröffentlichung in verschiedenen Medien ist die Redaktion auf diese Initiative aufmerksam geworden. Der Ansatz aus der Praxis kommend mit dem Fokus auf der Lehrerrolle interessiert uns und passt zu unserem Magazin-thema.

Ursula Reinartz

führte das Interview.

Herr Nolte, Sie haben zehn Jahre als Lehrer im Campus Rütli in Berlin Neukölln gearbeitet. Wie hat Sie Ihre Ausbildung darauf vorbereitet?

Mein Bildungsweg war, bis ich nach Neukölln kam, vollkommen vom Gymnasium geprägt. Ich bin selber auf ein Gymnasium gegangen, habe Lehramt für Gymnasium studiert und habe mein Referendariat an einem Gymnasium absolviert.

In Neukölln habe ich mich auf einmal in einer Schulwirklichkeit wiedergefunden, die mit meiner Ausbildung überhaupt nichts zu tun hatte. Im Rückblick habe ich hier gewissermaßen mein zweites Referendariat durchlaufen, weil ich den Beruf an diesem Ort noch einmal ganz neu interpretieren und umsetzen musste.

Inwiefern mussten Sie ihre Vorstellungen ändern, als Sie nach Neukölln kamen?

Mein Bild von Lehrkräften war zuvor immer darauf ausgerichtet, Fachlehrkraft zu sein. Ich selber habe Deutsch und Politik studiert und in meiner eigenen Schulbiografie war es so, dass wir Lehrkräfte hatten, die in den Raum gekommen sind, um in ihrem Fach zu unterrichten. Diese Fokussierung hat sich in Neukölln quasi auf den Kopf

gestellt, weil hier auf einmal andere Dinge viel wichtiger waren.

Vorher stand die Fachorientierung im Vordergrund und vielleicht gab es dann auch noch ein bisschen Pädagogik. Am Standort Nord-Neukölln war es auf einmal umgekehrt: Ganz hohe Anteile dieses Jobs machten pädagogisches Arbeiten notwendig und damit einhergehend Beziehungsarbeit mit den Jugendlichen. Es ging darum, erst einmal eine Ebene aufzubauen und zu erreichen, dass man sich vertraut, dass man in einem guten Verhältnis zueinander steht, um dann fachlich arbeiten zu können. Das hat mein Rollenbild von dem, was es bedeutet, Lehrer zu sein, deutlich verändert.



**Verortung im „Bildungsgang“:
Wer steht wo bei den
Bildungsprivilegien?**

Fotos: privat

Sie haben später auch eine Bildungsinitiative mitgegründet. Bitte beschreiben Sie uns einmal, was Sie da unter dem Namen Related tun.

Related ist der Name einer Organisation, die im Jahr 2018 entstanden ist. Damals war ich schon fünf Jahre am Campus Rütli und mit zwei Kollegen an der Uni in Oldenburg auf einer Veranstaltung „Schule der Zukunft“ eingeladen. Wir wollten dem negativ besetzten Diskurs um sogenannte Brennpunktschulen unsere eigene Perspektive entgegensetzen und sagen, warum wir gerne an einer solchen Brennpunktschule arbeiten. Über die Jahre haben wir als entscheidenden Schritt gemerkt: Es reicht nicht aus, darüber reden, wie wir uns in unserer

Lehrerrolle verstehen, sondern wir müssen die Kids mit dazu nehmen. Denn häufig beziehen sich die Stereotype über sogenannte Brennpunktschulen stark auf die Schülerinnen und Schüler.

Wir haben angefangen, Schülerinnen und Schüler aus der Schule mit an die Unis zu nehmen und Workshops zu geben, um mit zukünftigen Lehrkräften ins Gespräch zu kommen. Es geht darum, was es bedeutet, an solchen Schulen zu lernen und zu lehren – aus Sicht der Schülerinnen und Schüler und aus Sicht von uns Lehrkräften. Die Grundidee von Related ist es, der Stigmatisierung von Brennpunktschulen eine andere Perspektive entgegensetzen.

Können Sie ein Beispiel nennen, was da konkret den künftigen Lehrerinnen und Lehrern vermittelt wird?

Am Campus Rütli haben wir es mit Schülerinnen und Schülern zu tun, die massive Bildungsbenachteiligungen im System Schule erleben und zwar auf ganz vielen unterschiedlichen Ebenen. Was wir an den Unis immer wieder feststellen, ist, dass die zukünftigen Lehrkräfte aber ganz andere Bildungsbiografien haben. Ähnlich wie ich damals kennen sie Gymnasien, sie haben häufig sehr viele Bildungsprivilegien und daher keine richtige Vorstellung davon, was es bedeutet, als Jugendlicher in anderen Sozialräumen aufzuwachsen. Das ist etwas, was wir versuchen aufzubrechen.

Eine Methode, die wir dabei anwenden, ist ein sogenannter „Bildungsprivilegien-Gang“. Dabei stellen wir die Related Students und die Lehramtsstudierenden auf eine Linie und lesen ihnen Aussagen vor, die mit Bildungschancen zusammenhängen. Wenn eine solche Aussage in Bezug auf ein bestimmtes Bildungsprivileg auf jemanden zutrifft, macht man einen Schritt nach vorne. Wenn dies nicht der Fall ist, bleibt man stehen. In dieser Übung zeichnet sich immer wieder ab, wie groß die Kluft zwischen denjenigen ist, die in solchen Sozialräumen wie in Neukölln als Lehrkräfte arbeiten, und denjenigen, die dort als Schülerinnen und Schüler in die Schule gehen. Es ist wichtig, sich klarzumachen, dass die Bilder von Schule und wie Schule zu sein hat, sehr unterschiedlich sind, je nachdem, wie und wo man aufgewachsen ist.

Was sind denn diese Einflussfaktoren, die ihre Bildungschancen mindern?

Aus der Vielzahl der Faktoren kann ich hier nur einige Beispiele geben. Es macht etwa einen riesengroßen Unterschied, ob ich in einer Familie aufwachse, in der es selbstverständlich ist, dass mir vorgelesen wird, in der politische Gespräche zum Alltag dazugehören und in der ich immer wieder ganz viele Bildungsanreize bekomme. Wenn ich so aufwachse, habe ich im Schulsystem immense Vorteile.

Es macht einen riesengroßen Unterschied, ob ich zu Hause einen Arbeitsplatz vorfinde, an dem ich mich in Ruhe auf Klassenarbeiten oder Abschlussprüfungen vorbereiten kann, ob ich digitale Endgeräte zu Hause

habe, mit denen ich arbeiten kann – oder ob all dies nicht der Fall ist.

Die Frage, ob mir wichtige Informationen in meiner Muttersprache zur Verfügung gestellt werden, gehört dazu. Können dadurch auch die Eltern mit in Bildungsprozesse einbezogen werden – oder nicht? Erlebe ich im System Schule Rassismus und Klassismus? Es gibt viele Studien dazu, wieviel schwieriger Bildungswege für Kinder und Jugendliche sind, die aus armen Haushalten kommen, aber auch für Kinder und Jugendliche, deren Eltern nicht in Deutschland geboren sind.

All diese Faktoren erschweren Bildungsbiografien ganz enorm. All das findet aber leider in der Art, wie wir Kinder und Jugendliche am Ende ihrer Schullaufbahn bewerten, überhaupt keine Berücksichtigung. Und darin besteht im Kern die Ungerechtigkeit im System. Es wird immer erzählt, dass es am Ende um Leistung gehen würde. Ich glaube, wir machen uns häufig viel zu wenig bewusst, wieviel Leistung diese Schülerinnen und Schüler eigentlich schon erbringen, die aber nicht gesehen wird.

Was braucht das System Schule, um hier benachteiligten Schülerinnen und Schülern bessere Chancen zu geben?

Erst einmal müsste es darum gehen, uns diese Situation bewusst zu machen. Damit ist systemisch noch nichts geändert, aber ich glaube, es fehlt vielfach das Bewusstsein darüber, wie unterschiedlich die Startchancen von Kindern und Jugendlichen sind.

In jeder Sonntagsrede, in jeder Partei gibt es den Slogan, dass Bildungschancen unabhängig von der familiären Herkunft sein sollten. So halten wir den Mythos aufrecht, dass Lebenschancen in unserer Gesellschaft nach einem fairen Prinzip verteilt werden. Wenn wir ihnen aber tatsächlich faire Chancen geben wollen, dann müssen diese benachteiligten Kids im System Schule massiv bevorteilt werden, damit sie all das, was ihnen außerhalb von Schule an Unterstützung fehlt, in der Schule nachholen können. Das heißt zum Beispiel, gezielte Fördermaßnahmen in die Schulen hineinzuholen. Hausaufgaben machen dann im Umkehrschluss keinen Sinn mehr.

Es geht darum, dieses System viel stärker auf diese Kinder und Jugendliche auszurichten und sie stärker in den Blick zu nehmen.

Welche weiteren Maßnahmen könnten Schülerinnen und Schüler noch voranbringen?

Übergeordnet geht es auch um die Frage, wie stark wir als Schulsystem separieren. Stark vereinfacht läuft es doch oft so: Die Kinder, die nicht die gleichen Startchancen haben, stecken wir in die eine Schule, und die anderen, die es besser haben, gehen aufs Gymnasium. Ein separierendes Schulsystem ist den Bildungschancen aller Schülerinnen und Schüler überhaupt nicht zuträglich. Dies ist natürlich ein ganz großes Problem in Deutschland, aber durch die Fokussierung auf das Gymnasium ist es sehr schwierig, dies aufzubrechen.

Was eine gute Schule an Brennpunktstandorten ausmacht, ist eine Umkehrung: Dass man nicht erwartet, dass Schülerinnen und Schüler sich an die Bedürfnisse der Schule anpassen, sondern dass Schule sich an die Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler anpasst. Dass Schule sich so aufstellt, dass sie die lebensweltlichen Fragen und Bedarfe aufgreift, aber vielleicht auch den Verletzungen und den Unsicherheiten und dem Chaos im Aufwachsen dieser Kids Angebote entgegensetzt, die diese Kinder und Jugendlichen auffangen können.

Wie müsste sich denn schon die Ausbildung künftiger Lehrkräfte verändern, um Schule zu einem gerechteren Ort werden zu lassen?

Nun, da wäre es wahrscheinlich sicherlich ganz gut, wenn es mehr Angebote wie „Related“ geben würde.



Freepic.com

Es ist schon in der Ausbildung wichtig, Begegnungen zu schaffen, die die eben beschriebenen Ungerechtigkeiten konkret werden lassen, bei denen die Studierenden sich selber ein Bild machen können und bei denen stereotype Bilder von Schule aufgebrochen werden. Dafür ist es gut, wenn es schon im Studium Praxisanteile in der Schule gibt, wo ich mich als künftige Lehrkraft erproben kann. Außerdem ist es gut, wenn Seminare mit Lehrpersonen aus der Praxis in den Unis stattfinden und diese mit Studierenden über ihr Professionsverständnis sprechen können und darüber, was ihren Job im Alltag tatsächlich ausmacht.

Zum Schluss die entscheidende Frage: Kann es denn überhaupt tatsächliche Bildungsgerechtigkeit geben?

In einer idealen Welt ist das wahrscheinlich möglich. Wenn wir sagen, Bildungschancen sollen unabhängig von der Herkunft sein, dann bedeutet es, dass, wenn du in eine Familie geboren bist, in der Unterstützung nicht stattfindet, wir das in dem System Schule auffangen müssen. Dann muss es möglich sein, dass diese Jugendlichen im System Schule deutlich privilegiert werden gegenüber besser gestellten Jugendlichen.

Ich bin mir nicht sicher, ob wir dazu wirklich bereit sind. Und da wäre es gut, sich ehrlich zu machen und das fehlt mir manchmal in der Debatte.